

Nr. 296. Bromberg, den 24. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

12. Fortsetzung.

Wolseleys Brief (in einer fürchterlichen Handschrift geschrieben) begann mit einer guten Nachricht: Sid, der verunglückte Chauffeur, hatte seine Krisis überstanden, er war wieder bei klarem Bewußtsein. Er hatte Kopfschmerzen und klagte, sein Sehvermögen auf dem einen Auge sei vermindert, aber Wolseley stellte ihm völlige Heilung in Aussicht.

Sids Angaben über den Abend vor dem Unfall waren klar und in jeder Einzelheit erschöpfend. Er bestritt energisch, irgendeine Handhabung mit der Injektionsspritze vorgenommen zu haben. Wolseleys Schreiben schloß mit guten Erholungswünschen.

Inspektor Fosters Brief war länger, sorgfältig mit der Maschine geschrieben. Foster hatte ein richtiges Verhör mit Sid anstellen können und teilte nun folgende Tatsachen mit:

Von dem zweiten Anruf, den Janet von ihrem Vater bekommen hatte, war Mr. Sid Everett nichts bekannt. Über den Inhalt seiner Unterredung mit Dr. Gregory gab er die Auskunft: der Syndikus habe ihn rufen lassen und habe ihn gefragt, warum er Miß Gregory nicht entgegengefahren sei, er mache sich Sorge um sie. Es sei schon sehr spät und die Landstraße sei sehr schlecht beleuchtet. Dann habe sich Gregory einen Augenblick besonnen und habe alle Anwesenden gebeten, ihn mit Sid allein zu lassen. Nachdem dies geschehen war, habe er Sid befohlen, die Türe abzuschließen. Der Chauffeur sei sehr verwundert diesem Verlangen nachgekommen. Dann habe Dr. Gregory Papier und Bleistift verlangt und mit Mühe ein paar Zeilen geschrieben. Schließlich habe er Sid veranlaßt, aus dem Schlüsselbund, der in der Lade des Nachttisches neben den Morphiumampullen lag, einen bestimmten flachen Schlüssel zu entfernen und in das Kuvert zu tun, das er an seine Tochter Janet adressierte. —

Die drei Leser, die die Köpfe zusammengesteckt hatten, stießen einen Laut des Erstaunens aus. —

Sid hatte — nach Fosters Bericht — bei allem das Gefühl, daß sein Herr nicht ganz bei Besinnung sei und im Fieber handle. Er war zugleich erregt und erschöpft. Dann befahl er, Sid möge dieses Kuvert an sich nehmen und unter gar keinen Umständen jemand anderem als Miß Janet Gregory geben.

„Dr. Gregory sagte, im Kuvert sei die Mitteilung enthalten, wo Miß Gregory das Vermächtnis ihrer Mutter an sie finden würde, (sagt Sid)."

Martin Anderson las mit erregter Stimme weiter: dann habe der Syndikus befohlen, Sid möge nun sofort den Wagen fertig machen und Miß Gregory entgegenfahren.

„Mir schien", sagte Sid weiter aus, „als ob er bei diesen Worten wieder schwächer würde, mitten im Satz schlief er ein. Ich tat den Brief in meine Brusttasche und wartete eine Weile. Dann öffnete ich die Türe und rief Herrn Direktor Anderson wieder herein. Ich ging auf den Hof und machte den Wagen fertig; ich fuhr aber nicht gleich ab, weil ich nicht wußte, ob Dr. Gregory, wenn er wieder erwachen würde, nicht noch andere Befehle für mich hätte. Nach einer halben Stunde rief Direktor Anderson mir aus dem Fenster zu, Dr. Gregory lasse fragen, warum ich denn in Teufelsnamen noch nicht weg sei. Darauf fuhr ich los —und noch oberhalb der Bahnschranken passierte dann das Unglück.

Wie es kam — kann ich mir nicht erklären. Ich fuhr in normalem Tempo, auf einmal rutschte der Wagen, ich bekam einen Stoß, flog hinaus und verlor das Bewußtsein. Ich hatte den Wagen in der Nacht nicht noch einmal geprüft, es ist das erste Mal in meiner Führerpraxis, daß sich ein Rad von selber gelöst hat."

„Ich habe", schrieb Foster weiter, „im Einverständnis mit Mr. Sid E. das fragliche Kuvert, das Dr. Gregorys letzte Botschaft an seine Tochter enthält, unter Beobachtung aller Sicherheitsmaßnahmen an den englischen Konsul in Dieppe geschickt, bei dem Miß Gregory es abholen kann. Der Konsul ist verpflichtet, es nur ihr persönlich zu geben.

Von Daniel Hope und seiner Tochter nichts Neues. Es besteht leider eine Möglichkeit, daß Daniel Hope sich nach Amerika gewandt hat, wo sein Sohn lebt. Wir sind dabei, den Aufenthaltsort des jungen Hope in den Vereinigten Staaten festzustellen.

Mit ergebenen Grüßen

Foster, Inspektor.

P. S. Bitte empfehlen Sie mich Direktor Anderson. Ich hätte gern gewußt, wie er mit Mac Norton zufrieden ist."

Damit schloß der Brief.

„Mac Norton?" fragte Tante Betsy. „Martin, kennt Foster denn Mac Norton?"

„Ja —", sagte Anderson flüchtig, den Brief zum zweiten Male durchlesend. „Er hat ihn mir empfohlen. — Dies Vermächtnis deiner Mutter an dich . . . damit wird er den Familienschmuck gemeint haben."

„Dann wüßten wir endlich, wo er ist!" sagte Janet lebhaft.

„Ja —", sagte Onkel Martin in Gedanken. „Was machen wir nun? — Was hältst du davon, Janet, wenn wir Praycott nach Tisch bitten, uns seinen Wagen zu borgen und einen kleinen Abstecher nach Dieppe machen?"

„Einverstanden! Ich brenne darauf, das Kuvert in Händen zu haben. — Außerdem wollte ich mit diesem Mr. Praycott sowieso noch ein Wörtchen reden."

Nach Tisch ließ Janet ihn herunterbitten. Sie ging auf der Terrasse auf und ab. Tarka war nicht in der Nähe, so daß Praycott diesmal seine Aufmerksamkeit ungeteilt Janet widmen konnte.

„Hören Sie!" sagte sie. „Ich wollte Sie etwas fragen. Entsinnen Sie sich des Abends auf der Landstraße, wo ich Sie traf?"

„Ob ich mich entsinne!" Er grinste.

„Schön —", sagte sie, gereizt durch sein Grinsen. „Wohin fuhren Sie eigentlich damals, junger Mann?"

Praycot sah Janett aufmerksam an. „Ich fuhr nach Winchester, meine Dame."

„Was wollten Sie da?"

„Oh!" sagte er trocken. „Dort wohnt meine Tante."

„Ach?"

„Ja —", sagte er ein wenig verletzt.

„Wo wohnt sie da?"

Er blickte sie nun ganz offensichtlich belustigt an. „Vielen herzlichen Dank für Ihr Interesse! — Sie wohnt 24 Bedford Street. Wollen wir ihr eine Karte schicken?"

Janet wurde rot. Aber sie blieb hartnäckig. „Entschuldigen Sie, aber das ist noch nicht alles. Sind Sie dieselbe Strecke oft gefahren?"

„Nein — nie mehr, Miß Gregory. Ich fuhr gleich weiter nach Southampton und ließ mich von da übersetzen."

„Sind Sie sicher, daß Sie niemals mehr auf dieser Strecke waren?"

„So lange ich bei Bewußtsein war, sicher nicht!"

„So? — Sind Sie manchmal nicht bei Bewußtsein?"

Praycott sagte nichts und grinste wieder.

Janet wünschte, Tarka wäre da und bisse ihn ins Bein.

„Also —", sagte sie, im Bestreben, die Unterhaltung zu beenden. „Wir — Mr. Anderson und ich — haben eine Bitte an Sie. Würden Sie uns Ihren Wagen leihen? Wir müssen nach Dieppe zum Konsul."

„Gern!" sagte er mit jungenshafter Bereitwilligkeit. „Sie wollen doch nicht fortreisen?"

„Nein —", sagte sie. „Man hat von London ein Kuvert geschickt, einen Safeschlüssel, den Vater mir durch Sid übergeben lassen wollte. Sie kennen die Geschichte von dem Unfall, den unser armer Sid hatte?" Sie sah ihn heimlich von der Seite an.

„Wer ist Sid?" fragte er.

„Unser Chauffeur. Die Limousine verunglückte in der Nacht, in der mein Vater starb."

Praycott machte ein bedauerndes Gesicht von — wie Janet schien — beleidigender Harmlosigkeit.

„Ich dachte, Sie wüßten von der ganzen Geschichte?"

„Ja — das Rad hatte sich gelöst."

Sie fuhr auf. „Also Sie wissen?"

„Ja —" sagte er mit einem erstaunt fragenden Blick. „Ihre liebe Tante Betsy war so freundlich, mich mit dieser ganzen Geschichte bekannt zu machen."

Janet schwieg enttäuscht. Dann: „Also — wir können Ihren Wagen haben?" fragte sie abschließend.

„Selbstverständlich!"

„Danke!" — Sie verabschiedete ihn mit der Würde einer chinesischen Prinzessin.

20.

Sie hatten keine Schwierigkeiten mit dem englischen Konsul. Obwohl er es dem Siegel Scotland Yard auf dem übersandten Brief schuldig zu sein glaubte, Janet Gregorys Papiere genau zu überprüfen. Aber das konnte er ja ruhig tun, sie waren in Ordnung und er überreichte ihr das Kuvert mit einer gewissen Feierlichkeit.

Janet tastete auf der Treppe den Brief mit den Fingerspitzen ab, fühlte den flachen Schlüssel, der in Fosters Brief erwähnt war, und überlegte, ob sie den Umschlag gleich öffnen solle.

„Zu Haus", sagte Anderson, der ihr Zögern richtig auslegte. „Das sind Dinge, die man in Ruhe zu sich nehmen soll, mein Baby!"

So kletterten sie beide in den dunkelgelben Roadster, begierig, bald zu Hause zu sein. Besonders Janet konnte es nicht erwarten und schalt im stillen, als einer der Gendarmeriebeamten, mit denen Martin Anderson wegen der Nachforschungen nach Martha Hope in Verbindung getreten war, sie auf der Straße anhielt und ein kurzes Gespräch mit Onkel Martin hatte. Endlich trat er höflich zurück, salutierte und sie rollten los. Janet plauderte auf dem ganzen Weg vor Aufregung.

Sie hätte aber ihren Redestrom sehr plötzlich gestoppt, wenn sie die schwarzen Augen bemerkt hätte, die aus einem der letzten Häuser von Dieppe die Ausfahrt des Autos aufmerksam beobachteten. Und wenn es ihr hätte auffallen können, daß kurze Zeit, nachdem sie Dieppe verlassen hatte, sich ein Fenster auf der Ostseite eines der Häuser öffnete und ein langes weißes Handtuch draußen am Fensterkreuz befestigt wurde, das lustig hin und her flatterte. Aber es wäre ihr wohl nicht aufgefallen, selbst wenn sie es gesehen hätte.

Der Himmel war immer noch vollkommen klar, aber ein heftiger Wind, der sich auf einmal erhoben hatte, fegte vom Meer her über die Küste. Die Wogen liefen stürmisch gegen den Strand an und zeigten bis zum Horizont hin weiße Schaumkämme. Als der Wagen endlich den Waldrand erreicht hatte, war er einigermaßen vor dem Sturm geschützt, durch den er sich draußen hatte kämpfen müssen. Aber es war um so dunkler. Janet mußte sich verdrießlich eingestehen, daß schon Lytton Praycotts Kenntnis des Weges dazu gehört hatte, um dasselbe Tempo beizubehalten, wie bisher auf der freien Landstraße. Ein paarmal kam sie in Versuchung, die Scheinwerfer einzuschalten — so ungeduldig war sie und so dämmerig kam ihr der Weg durch den Wald vor.

Sie waren noch längst nicht bei der Lichtung. Der Weg verengte sich und wand sich in scharfen Biegungen zwischen den Felsen hindurch. Janet plauderte nach wie vor nervös weiter. Die Tasche, in der sich das Kuvert befand, lag zwischen ihr und Onkel Martin auf dem Sitz. Und von Zeit zu Zeit fühlte sie überflüssigerweise hin, um sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen.

Auf einmal rief Onkel Martin: „Halt!" und legte seine Hand auf ihren Arm. Aber schon war ihr Fuß auf der Bremse. Denn sie hatte es im selben Augenblick auch gesehen.

An einer besonders schmalen Stelle der Straße lag zwischen den Felsen ein Baumstamm quer über den Weg. Er war nicht gerade sehr dick, aber da er auf der einen Seite auf einem Gesteinsbrocken auflag, ragte er schräg durch die Luft.

„Donnerwetter!" fluchte sie energisch, „immer wenn man's eilig hat. Los, junger Mann!" — Sie stupste Onkel Martin, er kletterte schwerfällig herab. „Wenn jemand von oben gekommen wäre und das nicht rechtzeitig gesehen hätte in diesem düsteren Licht — das hätte das schönste Unglück geben können!" ächzte sie, während sie sich gemeinsam bemühten, den Baum aus seiner Lage zu bringen. Das war schwer genug, denn der Stamm hatte sich unglücklicherweise im Sturz zwischen zwei Felsen geklemmt. Und sie zerrten, bis sie schwitzten.

„Hast du ein Taschenmesser?" fragte sie schließlich, „ich muß die Äste hier an meiner Seite abmachen, ich kann den Stamm so schlecht fassen." Aber Onkel Martin hatte keines. Dann entdeckte sie einen großen Stein am Boden, der eine scharfe splitterige Kante aufwies, und mit dem säbelte sie an den stachligen Ästen herum.

Sie wandte dabei dem Weg den Rücken. Was sie veranlaßt hat, sich plötzlich umzuschauen, ist ihr niemals klar geworden. Auch später nicht, wenn sie über die Geschichte nachdachte. Es war kein Geräusch, es war kein Schatten, aber irgend etwas in ihr rief ihr plötzlich zu, daß sich jemand hinter ihrem Rücken bewegte.

Sie drehte den Kopf und was sie sah, war so unerwartet, daß sie erstarrt auf den Knien liegen blieb und die Hand, in der sie den Stein hielt, in ihren Schoß sank.

Sie sah auf dem Trittbrett ihres Wagens einen Mann stehen, der sich über den Führersitz beugte und nach ihrer Tasche griff. Sie stieß einen erstickten Laut aus, der Kerl hatte die Tasche in der Hand. Es war ein Neger, schien ihr — er schwang sich so lautlos, wie er gekommen war, vom Trittbrett und huschte zwischen die Felsen.

Aber ehe er so weit war, traf ihn der Stein, den Janet in der Hand gehalten hatte, in den Rücken. Ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, instinktiv hatte sie ausgeholt und den Stein mit aller Kraft ihres trainierten Armes geworfen.

War es der Schreck über den unvermuteten Angriff, war es die physische Kraft des Stoßes, den er erhalten — der Neger schrie auf und stürzte zu Boden. Die Tasche flog in weitem Bogen in das Gestrüpp.

Aber schon war der Kerl wieder auf den Beinen und sprang ihr nach.

Janet aber auch. Sie warf sich tollkühn zwischen ihn und die Tasche. Sie rannten heftig aneinander und hielten sich gepackt.

„Janet!" keuchte Onkel Martin. „Nicht — bleib hier — ich helfe dir!"

Was geschah, war das Werk von Sekunden. Sie hatte den Kerl an den Armen gepackt, er griff nach ihrer Kehle und drückte sie nieder. Onkel Martin, im Begriffe, ihr zu Hilfe zu eilen, stolperte über den Baumstamm, der noch immer quer im Wege lag, und fiel mit einem großen Anprall zu Boden, wo er wie betäubt liegen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Toccata in B-Dur.

Weihnachtsskizze um Johann Sebastian Bach

von **Werner Krüger**, Hamburg.

Als Anna Magdalena Wülckens diesen Morgen mit der zitternden Kerzenflamme auf den Flur hinaustrat, geisterte ihr Schatten riesengroß vor ihren Füßen und erhob sich an der hellen Wand zu einem jachaufstehenden, drohenden Etwas, das seine Schemenarme über die alten, braunen Truhen streckte, die längs der Wand aufgereiht dastanden und des Kantors an der Thomaskirche, des nun fast blinden alten Bach, große Orgelwerke bargen.

Die hellen Lichtflecken lagen auf den obersten Stufen der enggewundenen Treppe, deren schmiedeeisernes Geländer, im ungewissen Kerzenschein schimmernd wie das rotglühende Sarmatengold der kursächsischen Krone, sich hinunterschwang in den Pesel, wo drunten noch Dunkelheit des Adventsmorgens und grimmer Nachtfrost wilden Kampf austobten mit dem beharrlich züngelnden Backofenfeuer, auf dem die Magd Kathrine den Christstollen zu backen gedachte. Der Duft des Teiges drang süßweichlich durch das Haus und mischte sich mit dem herben der auf den Truhen lagernden Tannenzweige, die von den flinken, weißen Händen der Anna heute zu Christkränzen gewunden werden sollten.

Und in diese Vormorgenstimmung des Christfestes 1747 hallte der dumpf rollende Klang des Haustürklopfers, ein-, zwei-, dreimal, daß die schweren Türkrabben metallisch nachwimmerten. Der Thurn- und Taxisreiter war von Dresden herübergekommen und brachte die Kantorspost.

Als die Bachin die schwere Tür öffnete, sprang der grimme Nordost sie an. Drüben auf der Patina der Thomaskirche lag der Neuschnee der verflossenen Nacht in barocken Kapuzen. Auf dem kleinen See zur Rechten flimmerte das Eis blaugrün im Lichte der Öllaternen. Die alten Weiden hatten sich dicke Wattehauben über die plumpen Köpfe gestülpt und grinsten herüber wie vom Morgenlicht überraschte und versteinte Wichtelleute.

Der Schnauzbart reichte mit der verbliebenen Linken einen kleinen Berg gesiegelter Brieflein und Briefe, Episteln und Kurierschreiben, wischte sich mit dem Stumpf, der ihm seit dem grimmigen Treffen am Hohenfriedberger Galgenberg geblieben war, über die buschigen Brauen und wuchtete in die Küche, wo der allmorgentliche Genever seiner wartete. —

Unter den Briefen, welche die Bachin dem kränkelnden Meisterkantor vorlas, war einer mit der Aufschrift Berlin. Und sie wog ihn vorsichtig mit der Hand. „Der Preußenkönig schreibt hier an dich, Bach", sagte sie und zögerte.

Johann Sebastian wandte den Kopf und stützte sich auf den rechten Arm. Dann wird es wohl um Friedemann sein", meinte er und versuchte ein Lächeln. Aber das war trüb und bitter.

Die Bachin brach das Siegel und überflog den Inhalt. Ihre Brauen zogen sich zusammen „Wollen wir es zum Abend lassen, Bach?" fragte sie kurz und griff mit den Fingern in das feste Papier.

Der schüttelte den Kopf. „Lies nur! Nicht ängstlich sein! Ich weiß schon fast, um was es geht. Haben mir genug aus Halle erzählt, die lieben Nachbarn."

Da las die Bachin. Erst leise. Dann aber wurde ihre Stimme lauter, und ein schmerzlicher Unterton mischte sich darein.

„— — — und daß er spielet und sauset wie der hohen Herren Einer und kujonieret die ehrbaren Bürger und wollet ihn abrufen oder zumindest ihm in das Gewissen reden, da sonsten Gefahr besteht, daß trotz Bewunderung vor Eurem großen Talent und auch seiner nicht geringen Begabung er würde cum infamia regressiert werden — — —"

Still waren sie beide darauf. Unten krähte der Hahn. Die Hühner der Kantorin kletterten von der Stiege. Das Pendel der Stutzuhr schlug auf und nieder. Und im Kamin knisterte ein harziges Scheit Holz.

„Was soll werden?" fragte die Bachin endlich leise.

Der blinde Kantor wendete die toten Augen zur Decke. „Heute abend, Anna!" murmelte er. „Er wird kommen. Ich weiß es!"

Da ging sie hinaus. —

Als Anna, das Schwesterkind der Bachin, dem Kantor die schwere Perücke über den seidenen Schwarzmantel hob, rollten die Glockentöne über die im Schnee vergrabene Stadt. Und die ersten Besucher scharrten mit behutsamen Füßen über die Stufen in das Hauptschiff. Sie nahm seinen Arm und führte ihn behutsam die steile Treppe empor, wo oben im Chor die große Orgel mit ihren schimmernden Registerpfeifen sich erhob, ein Schloß gleichsam, das in wolkenanstrebenden Pfeilern und jauchzenden Tönen zum Himmel führte. Doch als sie den alten Bach zum Sitz führen wollte, traf sie kalt und jäh der Luftzug des Pedalbalges; und plötzlich, unvermittelt, überraschend erbrausten die vier Register in einer einzigen sturmvollen Oktave.

Der alte Meister war zurückgewichen und lehnte blaß und verfallen an der Empore. Seine Ohren aber blieben der Orgel zugewandt. Und von dort her rang es sich los, ein jubelnder Ruf, aus allen Zungen des großen Werkes heraus, wurde unterstützt von tausend anderen, antwortenden, brausend daherstürmenden, ebbte ab, stieg ein neues glitzerndes Motiv empor, wurde abgelöst von dem Filigranwerk zweier Prinzipalstimmen, schwoll an zu einem jugenartigen Motiv, durchbraust von Posaunen und durchzittert vom Tremulant, verklang und die Tuba mirabilis intonierte die heilige Nacht.

„Meine Orgel!" flüsterte Johann Sebastian still. Seine Hand umkrampfte den Arm der erstarrten Anna. „Hörst du es, Anna? Dort oben spiele ich selbst. Ich, der Johann Sebastian Bach! Ich habe mich geteilt. Ich stehe hier und sitze dort oben und spiele, und meine Seele jubelt!"

Da brach dort oben die Toccata ab. Jach und gell. Die Gamba schritt schneidend und eiskalt in das Herz. Der Eisstrom des abgerissenen Pedals strich den beiden um die Stirn.

Und wie Anna aufsah, erblickte sie die Tränen, die groß und voll dem alten Kantor über die Wangen rannen. „Friedemann war's", sagte er zitternd, Friedemanns Seele hat gejauchzt und — gelästert!"

Das letzte Wort kam zitternd aus seinem Munde, denn um seine Knie schlangen sich zwei Arme, und ein junger Kopf schmiegte sich in seinen Schoß. „Vater, verzeih mir! Ich bin wieder betrunken."

Seine Lippen preßten sich auf die runzeligen Hände des alten Kantors. „Vater, hilf du mir doch! Ein Meer tut sich auf, so weit und tief und ich, ich — Vater! — ich — ertrinke . . ."

Wie ein Schrei klang es, ein erstickter.

Und des Jungen Tränen netzten die Hände des Alten.

Bach hob den Kopf des Sohnes in die Höhe und tastete mit den Fingern über seine Stirn. „Ob hier wohl deine Seele sitzt, Büblein? Deine unruhige, flackernde Seele?"

Und er küßte ihn auf die Stirn.

„Schön hast du gespielt — — und dennoch, der Teufel hat aus dir gespielt! Hast dich mit deinen wilden Lüsten an die Orgel gesetzt, an der dein Vater gebetet hat ein Menschenleben lang, sich geprüft und kasteit, ob er auch reinen Herzens kam zu ihr — — —"

Die toten Augen des Kantors suchten unten im Schiff die Masse der Gläubigen, die dort das Weihnachtslied sang.

„Sieh nach unten! Dort singen sie, denen du von Gott spielen sollst! Reinen Herzens sollen sie in Gottes Haus kommen. Soll nicht vielmehr einer, der zu ihnen durch das Meisterwerk spricht, das du eben verdorben hast, soll nicht vielmehr noch der reinen Herzens sein?"

Und des Jungen Augen wurden trocken und leer.

„Büblein," sagte der alte Bach leise zu ihm, „ich hab' dich immer lieb gehabt vor allen anderen. Der Thomaskantor an der kursächsischen Leipziger Kirch' stirbt bald! Wenn du reinen Herzens bist, dann komm und lös ihn ab!" Tränen rannen ihm aus den Augen. „Mein Herz würd' brechen darüber, vor Freude!"

Da küßte der Junge des Alten Hände und ging langsam, mit schleppenden Schritten die Treppe hinab.

„Er geht!" schrie Anna auf, schneidend, mit gerungenen Händen.

„Er geht!" nickte Johann Sebastian trübe. Herrgott im Himmel, geh mit ihm!"

Weihnachtsanzeigen vor hundert Jahren.

Von Dr. Adolf Schwarz.

Vor hundert Jahren bereits wußte die Geschäftswelt die Bedeutung der Zeitungsanzeige für die Kundenwerbung allgemein und insbesondere auch vor Weihnachten zu schätzen. Die Sorge um den rechten Weg durch entsprechende Aufmachung und Größe, Platzvorschriften usw. war allerdings damals noch nicht brennend, denn dazu hatten die Blätter der Zeitungen, vorwiegend Wochenzeitungen, einen noch zu bescheidenen Umfang. Die Anzeigen sahen deshalb an sich noch recht nüchtern aus, waren fortlaufend wie der Text über die ganze Breite des Blattes gesetzt, und ihre Größe entsprach im wesentlichen der unserer heutigen sogenannten „kleinen Anzeigen". Vereinzelt wagen sich sogar schon besonders großzügige Geschäftsleute mit halben Seiten in dem Oktavformat jener Blätter hervor, doch auch an Vielseitigkeit lassen diese Ankündigungen, wenn man die Möglichkeiten der Warenauswahl jener Tage berücksichtigt, nichts zu wünschen übrig.

Den breitesten Raum nahmen — im Gegensatz zu heute — die Anzeigen über neue Bücher aller Gebiete, selbst von Kochbüchern, Kalendern, auch Jugendschriften ein. Die Kinder fanden noch nicht die Berücksichtigung wie heute. Für diese bot man neben Leb- und Mandelkuchen, sowie Schokolade mit Vanille und anderen Gewürzen, Nürnberger, Seiffner und Sonneberger Spielwaren an, daneben schon Schulranzen und geflochtene Umhängetaschen, ferner für Knaben Handwerkszeug und für Mädchen Küchengeräte, Strickkörbchen und Nähkästchen. Letztere erhielten allerdings wohl auch schon manches, was als Weihnachtsgeschenke für Frauen und Damen empfohlen wurde. Hier ist das Angebot besonders reichhaltig. Schmucksachen aller Art, Hals- und Armbänder, Ohrringe, Gürtelschnallen, Broschen und Nadeln, Arbeitsbeutel, die verschiedenen Kattune, Satins, Sammet, Schals und Tücher, auch Steingut, Kristall und Porzellan usw. wurden angepriesen. Die Herren der Schöpfung kamen dabei — wie auch heute? — schlechter weg. Für sie waren praktische und Gebrauchsgegenstände bestimmt wie Chemisetteknöpfchen, Geldbörsen, Tabakkasten mit vergoldeten Figuren, Fidibusbecher, Feuer- und Schreibzeuge, Lesepulte und Brieftaschen, für den älteren Herrn dann noch der vielfach erwähnte runde Großvaterstuhl. Auch die ausführlichen Wein-Angebote galten jedenfalls im besonderen den Hausherren.

Zur rechten Festesfreude gehörte auch damals schon eine kleine Aufmerksamkeit für den Magen. Daher brachte man rechtzeitig die Backwaren wie Sultaninen, Rosinen, Zitronat, Parmesan-Käse, Schmelzbutter und Zuckerhütchen in Erinnerung.

So bietet die Weihnachtsanzeige vor hundert Jahren bereits wertvolle Anregungen zum geeigneten Geschenk, darüber hinaus kulturgeschichtliche Ausblicke, einen Begriff von der damaligen Wertschätzung dieses schönsten aller deutschen Familienfeste wie auch, wenn man so sagen darf, der zeitgenössischen Weihnachts-„Industrie". Die damaligen Anzeigen sind aber auch deshalb von Interesse, weil das Christfest vor hundert Jahren ebenfalls in einem recht trüben Winter gefeiert wurde, wütete doch weithin zum ersten Male in vielen Teilen unseres Vaterlandes die unheimliche asiatische Cholera, die zahllose Opfer forderte.



Rätsel-Ecke



Besuchskarten-Rätsel.

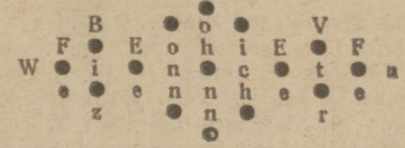
Erich F. N. Hebel

Saaz.

Aus den Buchstaben dieser Besuchskarte ist durch Umsetzen der Beruf des Betreffenden zu bezeichnen (mit „F" beginnend).

•

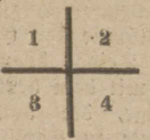
Broschen-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrecht von oben nach unten zu lesende Wörter entstehen. War die Wahl der Wörter die richtige, so ergibt die Mittellinie ein neues Wort.

•

Kreuz-Silben-Rätsel.

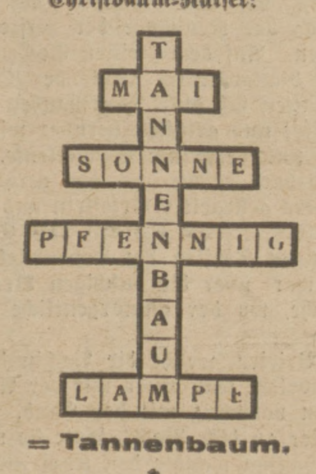


1 + 2 = Handwerkszeug zum Nähen,
1 + 3 = Benennung,
2 + 4 = zerteilte Strommündung,
3 + 4 = weibl. Rufname.

•

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 290

Christbaum-Rätsel:



= Tannenbaum.

•

Reimergänzungs-Rätsel:

Bei Sternenschein in milder Nacht
Getreue Hirten halten Wacht;
Da stellt sich groß und offenbar
Mit Gottes Gruß ein Engel dar:
„Getrost, getrost! Ich rufe heut'
Euch in die Herzen große Freud'!
In Davids Stadt der Herr, der Christ,
Für alles Volk geboren ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.